

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 3 (1928)
Heft: 6

Artikel: Der Schweizersoldat des Mittelalters im fremden Urteil [Schluss]
Autor: Schaer, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-707838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Schweizersoldat des Mittelalters im fremden Urteil.

(Schluss).

Schnell jedoch stellten sich die Reiter in ihre Geschwader und die Landsknechte, von den übrigen gefolgt, traten augenblicklich in ihre Glieder. Schon begann der Donner des Geschützes, durch dessen Kugeln die zum Sturm der Batterien heranrückenden Schweizer bedeutend litten; und obgleich die Nacht die Fallenden dem Auge verbarg, so gab doch ihr Geschrei und das Schmerzgeheul der Verwundeten den Verlust kund. Nichtsdestoweniger rückten die Schweizer mit stolzer Todesverachtung und unerschüttert durch das Missgeschick ihrer fallenden Brüder, in raschem Schritte vor, ohne im geringsten zu schwanken oder die tiefe Masse ihres Schlachthaufens aufzulösen.

Nun traten die Landsknechte vor das Geschütz; und furchtbar war der Stoss der beiden Massen, aber nicht entscheidend. Mehr aus Ruhmliebe und Hass, oder vielmehr aus edlem Wettstreit um den Preis der Tapferkeit, als für die fremde Sache, kämpften Schweizer und Deutsche mit grösster Wut. Schon begann der Tag zu grauen, ohne dass ein Teil im Vorteil war. Bald sah man die einen weichen, bald die andern; bald schienen die die Oberhand zu haben, die kurz vorher zu unterliegen schienen; bald wich auf der selben Seite zu gleicher Zeit ein Teil zurück, und ein anderer rückte vor, hier widerstand ein Teil schwer, dort drang ein anderer ungestümer auf den Feind ein. Dabei war das Feld ringsum mit Toten und Verwundeten bedeckt und rot gefärbt vom Blut.

Bald sah man die Feldherrn den Dienst der Soldaten tun, mit eigener Hand Feinde erlegend und sich und die ihrigen verteidigend, bald versahen sie das weise Amt des Feldherrn, aufmunternd, vorbeugend, unterstützend, anordnend, befehlend. Auf der Seite hingegen, wo die Reiter standen, Ruhe und völlige Untätigkeit. Denn da die Furcht im Soldaten die Oberhand gewonnen hatte über den gewohnten Gehorsam, so vermochten weder La Trémouille noch Trivulce, weder Ermahnungen noch Befehle, weder Bitten noch Drohungen, die Reiterei zum Angriff auf die ihr gegenüber stehenden Schweizer zu bewegen. Und diesen genügte es, die französische Reiterei im Schach zu halten, damit sie ihr Fussvolk nicht unterstützte.

Endlich mussten bei gleichem Mute und gleicher Tapferkeit die von den Gaskognern schlecht unterstützten Landsknechte der überlegenen Zahl der Schweizer weichen. Diese eroberten das Geschütz, das sie augenblicklich umwendeten und den Feind in die Flucht trieben. Der Flucht des Fussvolkes folgte die der Reiter, die kein Zeichen von Tapferkeit gaben oder irgend etwas löbliches verrichteten. Nur Rubert von der Mark, von der Vaterliebe getrieben, brach mit einer Schar Reiter in die Schweizer, um seine beiden Söhne, die Hauptleute der deutschen Landsknechte waren und mit Wunden bedeckt zur Erde lagen, zu retten; und mit einem Mute kämpfend, den selbst die Schweizer bewunderten, brachte er sie lebend aus der grossen Gefahr.

Die Schlacht währte zwei Stunden und beide Teile erlitten grossen Verlust. Schweizer blieben ungefähr 1500, worunter Mottino, der Urheber des ruhmvollen Unternehmens, kämpfend mit einer Picke in den Hals getroffen. Von den Feinden blieb eine viel grössere Zahl; einige sagen 10 000. Von den Deutschen fielen die meisten in der Schlacht, vom französischen Fussvolk und den Gaskognern die Mehrzahl auf der Flucht.

Fast die ganze Reiterei rettete sich, da die Schweizer keine Pferde zur Verfolgung hatten, sonst würden

sie sie leicht auseinander gesprengt haben, in solcher Furcht zogen sie sich zurück. Die Trophäen des Sieges waren 22 Stücke schweren Geschützes, dessen sämtliche Bespannung und alles Gepäck. Die Schweizer kehrten im Triumph nach Novara zurück. So gross ward ihr Ruf in ganz Europa, dass viele, in Betracht der Hochherzigkeit des Unternehmens, der offenbarsten Todesverachtung, des stolzen Selbstvertrauens in der Schlacht, und der grossen Folgen des Sieges, diese Waffentat fast allen denkwürdigen Schlachten vorzuziehen wagen, die wir von den Römern und Griechen kennen.»

Das französische Heer zog sich eilig nach Frankreich zurück und die Schweizer drangen bis vor die Tore von Dijon. Hier erkaufte La Trémouille ihre Rückkehr für eine grosse Summe.

Macchiavelli beendigt sein Werk mit folgenden Worten: «Die Schlacht bei Marignano ist der Wendepunkt der Glanzzeit der Schweizer. Von nun an spielen sie keine Rolle mehr als Nation, die ihnen ein Recht auf den Namen der modernen Spartaner, noch auf den stolzen Titel der Königsbändiger gäbe. Selbst der Preis kriegerischer Tapferkeit ward ihnen von dem furchtbaren spanischen Fussvolk streitig gemacht, aber das Lob tapferer, bis in den Tod treu dienender Soldaten, blieb ihnen.»

Dieses inhaltvolle Wort eines fremden Beurteilers möchte ich hier besonders festhalten. Die Zeiten haben gründlich geändert, mit ihnen die Bewaffnung, und als Folge davon die Kampfweise. Unsere Kriegsgeschichte kann für die Gefechtskunst keine Ausbeute mehr bieten im Sinne einer Nachahmung der alteidgenössischen Fechtweise. In anderer Beziehung aber wohl: den Geist, wie er unsere Vorfahren erfüllte, können wir uns nicht besser, nicht erhabener wünschen, als wie er sich in der vaterländischen Geschichte kund tut. Im frommen Vertrauen auf die göttliche Fügung, mit unbedingter Hingabe fürs Vaterland und für die geschworene Pflicht, voller Todesverachtung traten die alten Eidgenossen auf die Wallstatt. Auch unter den geänderten Verhältnissen späterer Jahrhunderte blieb der Schweizer «der tapfere, bis in den Tod treu dienende Soldat». Das ist und bleibt die Hauptsache für alle Zeiten, auch die Teilnehmer am grossen Weltkrieg sind darin untereinander einig. Darum auch hat die vaterländische Geschichte so grossen Wert und darum müssen wir ihr grosse, viel grössere Bedeutung als gegenwärtig, für unsern Militärdienst einräumen.

Noch einer andern, wichtigen Erwägung ruft unsere Kriegsgeschichte. Der Mensch ist immer geneigt, den Vorgängen in seinem Zeitalter eine besondere, noch nie dagewesene Bedeutung beizumessen. So sehen wir heute einen gewaltigen Aufschwung der Kriegstechnik und als Folge davon in der maschinellen Kriegführung die Erfolgsaussicht und wir neigen leicht zu der Ansicht, dass derjenige Teil, der in dieser Beziehung im Rückstand steht, gegen den zeitgenössischer ausgerüsteten Gegner im vornherein unterliegen müsse. Wie war es denn bei den alten Eidgenossen? Glauben wir ja nicht, für sie sei die Sache leichter gewesen; die Frage war für sie zur damaligen Zeit ebenso drückend, wie für uns heute. Damals hatte sich die Kampfweise zu Pferd mit vollständig harnischgeschütztem Leib als unbedingt vorherrschend herausgebildet. Man stelle sich diesen Ritter hoch zu Pferd vor: sein Leib war schier unverletzlich, sein Pferd trug auch den Harnisch und mit sei-

nem langen Spiess konnte der Reiter das unbeschützte Fussvolk auf die Entfernung durchbohren. Was hatten dem die Eidgenossen entgegenzustellen? Sie mussten zu Fuss kämpfen, hatten keinen Körperschutz, waren mangelhaft und hauptsächlich mit kurzen Schlagwaffen bewehrt. Dafür hatten sie ein freiheitsglühendes Herz und einen starken Arm; damit brachten sie die zeitgenössische Kampfweise zu Fall.

Ist uns das nicht ein deutlicher Fingerzeig? Missachten wir ja nicht die heutigen Waffen — unsere Väter taten es für ihre Zeit auch nicht —, aber seien wir uns bewusst, dass bei ihnen das alleinige Heil nicht liegt. Und wenn wir sie uns nicht im gleichen Mass und in gleicher Zahl, wie die Mächtigen der Zeit anschaffen können, so schauen wir doch ruhig-vertraut in die Zukunft.

E. Schaer.

Reminiszenzen

Von J. K., Feldweibel.

Es war in den letzten Dezembertagen vorigen Jahres, als ich eines Abends, von der Arbeit heimgekehrt, auf dem Schreibtisch einige eingegangene Postsachen vorfand, unter denen mir ein gelbes Kuvert sofort auffiel, das das retournierte Dienstbüchlein in sich barg. Mich interessierte auf Seite 8 desselben die neue Einteilung, und da lese ich schwarz auf weiss «Landsturm-Trainkompagnie 39». — Also schon soweit ist es mit dir, dass du nun Landstürmer geworden bist. Ja, ist das eigentlich möglich? — Gestern noch auf stolzen Rossen, heute zum Landsturm geschossen. Es geht mir, wie der Text jenes Liedes lautet, das ich unlängst von einem grossen Männerchor an einem Kantonal-Sängerfest singen hörte, und mit dem derselbe den ersten Rang erzielte. Das Lied begann mit den seltsamen Worten: «Und ich will noch nicht alt sein und bin es auch nicht.» — Ich fühle mich ja körperlich und gesundheitlich noch so jung und frisch, dass ich mit den Rekruten noch um die Wette springen möchte. Doch all das nützt mir nichts, die Zeit marschiert unaufhörlich, und deshalb musste auf Neujahr der Jahrgang 1887 zum Landsturm hinüber, da hilft kein wenn und kein aber. Mit gemischten Gefühlen nehme ich von dieser unumstösslichen Tatsache Notiz, trotzdem ich es fast nicht begreifen kann. Wie ein endloser Film ziehen all die vielen Erlebnisse vor meinem geistigen Auge vorüber, und wie das Leuchten eines schönen Abendrotes, nach einem arbeitsreichen Tage, zieht das befriedigende Gefühl in meine Brust, dass mein Jahrgang einer Altersklasse, einer Generation angehörte, der nicht bloss gewaltige Umwandlungen in der Armee miterlebte, der auch Gelegenheit hatte, dem Vaterlande in langen Grenzdiensten gewaltige Opfer an Zeit und Kraft oder Gesundheit zu bringen. Noch ist es mir, als sei es erst letztes Jahr gewesen, wo ich im Herbst 1907 mit fast ungeduldiger Erwartung endlich in die Rekrutenschule einrückte konnte. Es war die allerletzte Rekrutenschule nach dem alten Militärgesetz von 1874 und dauerte demnach noch nicht 11, sondern acht Wochen. Am zweitletzten Sonntag der Rekrutenschule, am 3. November, fand ja dann jene denkwürdige eidgenössische Abstimmung statt, die unserm Lande eine neue Militärverfassung brachte, und wo wir junge Vaterlandsverteidiger zum erstenmal vom Stimmrecht Gebrauch machen konnten. Auch das ist für meinen Jahrgang eine historische Tatsache. Das Ergebnis in der Kaserne mochte wohl die Folge der äusserst strengen Schule gewesen sein, denn man wollte aus diesen letzten acht Wochen noch so viel als möglich herausholen. 200 Nein standen 100 Ja, in runden Zahlen ausgedrückt, gegenüber. Vor der Abstimmung im Theatersaal droben, hatte der Schulkommandant, Oberstlt. i. G. von Wattenwyl, noch eine kurze soldatische Rede gehalten und uns auf diese wichtige Abstimmung aufmerksam gemacht. Das Resultat nachher hatten dann weder die Offiziere noch die patriotisch gesinnten Frauenfelder erwartet. Noch höre ich, wie in später Abendstunde, nach Bekanntwerden des Gesamtergebnisses, die 22 Schüsse über die Stadt donnerten, und jeder Schuss wurde in der Stadt mit lautem Hurra begleitet. Es war schon nach dem Zimmerappell, und wir befanden uns alle bereits auf unsern Mannschaftszimmern, als ein grölender Haufen erhitzten Köpfe vor die Kaserne gezogen kam und die heftigsten Schimpfwörter an die noch beleuchteten Fenster hinaufrief, wegen den 200 Nein-Soldaten. Nun, mein stets getreuer Dienstkamerad Otto R. und ich hatten auf die Mahnung unserer Väter, die anno 1870 dabei gewesen, unsere Pflicht getan. Und dann jener unvergessliche Moment, wo am zweitletzten Abend

vor der Entlassung der Batteriechef beim Hauptverlesen unser sieben Kanoniere vor die Front kommandierte und uns mit dem Richterabzeichen auszeichnete. Ich glaube, an jenem Abend gab es in der schweizerischen Armee keine stolzeren Krieger als jene sieben neuen Richtkanoniere auf dem Waffenplatz Frauenfeld. Jener Enthusiasmus fand dann allerdings am andern Morgen einen Dämpfer durch einen deplacierten Witz eines Leutnants. Wir hatten gerade die Geschütze blitzblank dem Depot abgegeben, als er mit der Frage auf uns Kanoniere zukam: «Wo sind die sieben neuen Richtkanoniere?» Sofort standen dieselben wie aus Erz gegossen vor ihm im «Senkel». «So ihr dürft jetzt noch jenen Fourgon reinigen» (der über und über mit Kot dekoriert war). Tableau! —

Im darauffolgenden Jahre rückte ich zum ersten Male, bereits als frischgebackener Kanonierkorporal bei meiner Einheit ein, die selbst durch die Einführung der Rohrrücklaufgeschütze zwei Jahre vorher neu gebildet wurde und in Thun den Einführungskurs bestanden hatte. Zum ersten Male wurde nun das eigene, neue Korpsmaterial aus dem neuen Zeughaus in Wil herausgeholt und mit den funkelneuen Geschützen, mit denen ich dann so manches Jahr eng verbunden war, in die Korpsmanöver gezogen. Es war auch der erste Wiederholungskurs, der nach dem neuen Militärgesetz nur noch 16 Tage dauerte, dafür sich aber jährlich wiederholte.

Wenn ich an jene ersten Manöver anno 1908 zurückdenke und den Vergleich ziehe mit dem letzten Grenzdienst, 10 Jahre später, so muss ich feststellen, dass auch die Artillerie in der Gefechtstaktik gewaltige Umwandlungen erfahren hatte, ähnlich der Infanterie, die zwar schon seit dem russisch-japanischen Kriege (1904/05) begonnen hatte, in ihrer Taktik gewaltig umzulernen. Wenn ich auch selbstverständlich die heutige Gefechtstaktik in keiner Weise kritisieren will, dazu bin ich auch nicht berufen, es musste so kommen, so muss ich andererseits doch bekennen, dass die Feldartillerie in den damaligen Manövern noch vor dem Weltkrieg mehr Schneid und Rasse entwickelte, als das nun bei der heutigen Taktik mit dem indirekten Schiessen der Fall ist. Man wusste damals im Gefecht noch nichts von Azimut und Scherenfernrohr, auch nichts von Feldtelephons. Der Hauptmann führte die Batterie noch persönlich in die Feuerlinie und leitete das Feuer direkt hinter der Batterie. An Ross und Fahrer wurden oft beim Auffahren ins Feuer die höchsten Anforderungen gestellt. Hei!, wie die Hufe stoben, wenn bei einem Links- oder Rechtsaufmarsch die vier Geschütze nach links oder rechts ausbrachen und im gestreckten Galopp nach vorn stoben, bis der Batteriechef das «Halt! In Batterie» kommandierte. Man praktizierte im rassigen Auffahren der Batterie noch fest jene offene Taktik, wie sie die deutsche Feldartillerie schon im deutsch-französischen Kriege anno 1870/71 anwandte. In jenen Manövern anno 1908 waren unser zwei Batterien (supponiert als reitende Batterien) einer ganzen kombinierten Kavallerie-Division, die unter dem Kommando von Oberst Wildbolz stand, zugeteilt. Da mussten unsere Pferde Höchstleistungen verrichten in den heissen Gefechten im Hinterthurgau und im Zürichbiet. Da gab es Szenen beim Auffahren wie bei Spichern, Wörth, Gravelotte und Sedan. Auch bei den Divisions-Manövern anno 1910 im Vorderthurgau sah man mehr als einmal beim Auffahren im Galopp über Gräben und Erdwellen, dass manchmal die ganze Bespannung eines Geschützes samt den Fahrern an einem wirren Knäuel lagen, als hätte der Volltreffer einer feindlichen Granate ihr Vernichtungswerk getan. Und auch die sogenannten Kaiser-Manöver anno 1912 sahen noch dieselben schönen Manöverbilder. Ich erinnere mich an einen forschen Stellungenbezug einen Abhang hinauf, dann in einen Kartoffelacker hinein vor Bazenheid, wo wir aus der auf zirka 500 m entfernten Friedhofhecke mit einem derartigen Infanteriefeuer überschüttet wurden, dass im Ernstfall unser Kartoffelacker jedenfalls ein Friedhof tapferer Artilleristen geworden wäre. Der militärische Berichtersteller einer deutschen Zeitung schrieb damals unter anderem über unsere Manöver: «Auf dem Marsche und im Gefechte habe ich z. B. preussische Batterien nie besser, geordneter, geschlossener gesehen, als die schweizerischen bei jeder Gelegenheit. Die Artillerie hat sich offenkundig mit ihrem trefflichen Kruppgeschütz ganz befreundet und die Führer wissen ihr stämmiges Pferdmaterial zu Kletterleistungen zu bringen, dass wir uns ähnliches wünschen können. Durchaus zuverlässig ist die Waffe, etwas schwerfällig, aber im Gefecht auf der Höhe.»

Dann kam der Weltkrieg anno 1914, der in unserm Grenzdienste in den ersten Wochen und Monaten in bezug auf die Gefechtstaktik noch keine nennenswerten Änderungen brachte. Die Manöver, die unsere 6. Division gegen die 4. Division im Hauensteingebiet anfangs November ausfocht, zeigte noch grösstenteils die alten, lebhaften Gefechtsbilder. Bescheidene Anfänge im Feldtelefonwesen brachten die ersten Neuerungen. Dann aber wurden immer mehr, mit jedem weitem Kriegsjahre,